

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 96 (1970)  
**Heft:** 17

**Artikel:** Gedanken im Wartezimmer  
**Autor:** Troll, Thaddäus  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-509598>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 09.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Gedanken

## im Wartezimmer gehabt von Thaddäus Troll



Ein Arzt, der mit dem Namen des Patienten Bethge, Alfons, nicht nur Assoziationen an zu kurze Zahnwurzeln oder eine verhärtete Leber verbindet, einer, der sich bewußt ist, daß er es mit *Menschenmaterial* zu tun hat, sollte einmal den Mut aufbringen, einen Blick in sein Wartezimmer zu werfen. Es wäre ja denkbar, er erblickte dort unter Tb-Verdächtigen auch eine fühlende Brust. Und die müßte ihm leid tun.

Zwar gibt es Ausnahmen, Wartezimmer, die so viel unsterile Atmosphäre ausatmen, daß der Patient sich nichts sehnlicher wünschen kann, als hier noch manches Stündlein der Entscheidung über Sein

oder Nichtsein entgegenzuzittern. Der Fußboden ist mit perlgrauem Nylonvelour ausgelegt, Möbel von James Eames gesellen sich in kleinen Gruppen zueinander, Kaffee wird gereicht, und aus den Wänden rieseln gedämpfte Chansons der Piaf. So ein Wartezimmer fällt aber hierzulande zu sehr aus dem Rahmen, um nicht Verdacht zu erregen. Hat der Inhaber dieses Etablissements auch wirklich das Abitur?

Allzu fern gerückt sind die traulichen Halluzinationen des üblichen, des repräsentativen Querschnittswartezimmers, die einem vorgaukeln, man befände sich bereits im Fegefeuer. In dieser vertrauten

Umgebung genießt man zwar einen doppelten Ausblick auf das Paradies der Gesundheit einerseits und das Jenseits von Eden andererseits, aber die stromsparende Glühbirne ist trüb und das Fenster zu klein. Das Mobiliar wäre schon recht zum Verheizen, wenn der Außenkamin des Besitzers ob solchen Frasses nicht streikte. Sieht das der Arzt denn nicht? Aber nein, er ist ja niemals dazu verurteilt, sich in diesem Raum aufzuhalten. Für ihn ist es gar kein Raum, sondern eine Art Schleuse. Sofern er sie jemals eines Blickes würdigt, geschieht es höchstens, um die Krankenscheine respektive die Häupter seiner lieben Privatpatienten zu zählen.

Seltsam genug, verrät das Wartezimmer so gut wie nichts über seinen Inhaber. Es spiegelt weder seinen Geschmack, der hier gar nicht zum Zuge kommt, noch seine Erfolge. Ein leeres Wartezimmer kann so bedrückend wirken, daß über der Teilnahme an einem stromlos vor sich hinrostenden Röntgengerät die eigenen Zipperlein in nichts zerrinnen. Ein andermal löst es das Empfinden aus, man sei bei einer Koryphäe gelandet, bei einem Mann, der so turmhoch über jeden Zweifel an seiner Kunst erhaben ist, daß er es verschmähen kann, den Patienten warten zu lassen. Damit ist der Grundstein für eine erfolgreiche Behandlung gelegt.

In jedem Fall ist der Aufenthalt im Wartezimmer ein kleines Martyrium. Ungewißheit über den Zustand, Angst vor unangenehmen Eröffnungen oder bevorstehenden Torturen, die der Anblick einer ledergestülpten Tür zum Behandlungszimmer nicht gerade schmälert, wirken blutdruckerhöhend. Wartet man allein, so leidet man an galoppierender Phantasie. Wartet man in Gesellschaft, so schwebt man in akuter Gefahr, daß einem die anderen mit Krankengeschichten auf den instabilen Leib rücken. Kein fröhlicher Dialog gedeiht, kein Gelächter. Wo es nach Lysoform riecht, da schlägt das Lachen in Räuspern um. Der Spanier Paso hat in seiner Komödie «Schöne Geschichten mit Papa und Mama» einen Flirt im Wartezimmer erfunden. Da die Akteure aber nicht der Arzt und seine Assistentin, sondern Patienten sind, ist das ein Musterbeispiel lebensferner Literatur. Selbst der größte Charmeur geht als Patient in der sterilen Wartezimmerluft seines Charmes verlustig.

Ein guter Arzt sollte seinen Patienten nach Möglichkeit das Warten ersparen. Es fällt auf, daß die

Wartezeiten bei einem berühmten Arzt meist viel kürzer sind als bei dem unbekanntem Praktiker. Dafür rächt sich der Wartende mit ebenso unwissenschaftlichen wie naheliegenden Ueberlegungen. Wird mangelndes Prestige mit der Attitüde des Vielbeschäftigten kompensiert? fragt er sich. Oder sind die besseren Aerzte naturgemäßen auch begabtere Organisatoren?

Woran erkennt man ein Wartezimmer? Am Fehlen einer Uhr. An einer Vielzahl von Sitzgelegenheiten, die ungeachtet jeglicher Originalität meist für sich in Anspruch nehmen können, sie seien so bunt zusammengewürfelt wie die 150 Exemplare der Stuhl-Ausstellung im Amsterdamer Stedelijk-Museum. Ererbtes und Ausrangiertes pflegt hier eine nicht endenwollende Galgenfrist bis zu irgendeiner Entrümpelungsaktion zu genießen. Wenig Tisch. An den Wänden van Goghs unverwelkliche «Sonnenblumen», eine etwas abgespielte Madonna, ein Seestück oder Humoriges à la Högfeldt. Vielleicht ein moribunder Gummibaum, der zu Hause aufgegeben wurde, da er nicht weniger siech ist als das übrige Inventar. Alles miteinander steht kurz vor dem Müll. Der Gerechtigkeit halber will ich nicht unterschlagen, daß ich einmal beim Eintritt in ein Wartezimmer durch den Anblick eines herrlichen Teerosenstraußes überrascht wurde. Welch entzückender Kundendienst, sagte ich mir, so etwas kann halt nur das Geschäft eines viel frequentierten Spezialisten abwerfen. Aber es warf wohl doch nicht. Beim Näherkommen waren die Rosen aus Plastik.

Die Lektüre, die dem Patienten im Wartezimmer geboten wird, ist keineswegs auf die an die Wand gehefteten Verlautbarungen über Krankenscheine beschränkt oder auf medizinische Handbücher älteren Datums, in denen man sich eine Vielzahl aparter Krankheiten nebst allen Symptomen anlesen kann. Stets liegen auch allerlei Druckschriften aus, angejahrte Illustrierte, Traktätchen, Fach- und Verbandszeitschriften verschiedenster Couleur, Werbekataloge und dergleichen – ein sehr gemischtes Sortiment, das meist mehr Bazillen als Buchstaben enthält. Das spielt aber gar keine Rolle, da solche Druckschriften ohnehin nicht zum Lesen verleiten. Vermutlich gehört die Langeweile im Wartezimmer zum Heilplan. Wie anders ließe es sich erklären, daß der Arzt zum Wartenden ausschließlich solche Lektüre verordnet, die er selber nicht liest?